

# Buchbesprechungen

---

Archäologie Bern / Archéologie bernoise. Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern 2008 / Annuaire du Service archéologique du canton de Berne 2008. Bern: Rub Media 2008. 224 S. ISBN-10 3907663128. ISBN-13 978-3907663127.

Das archäologische Jahr 2007 stand für den Archäologischen Dienst des Kantons Bern (ADB) unter dem Titel Reorganisation. Seit seiner Gründung im Jahre 1969 hat sich der ADB bedeutend weiterentwickelt, sodass eine Anpassung des Betriebs an die neuen Erfordernisse einer modernen Archäologie nötig wurde. Heute ist der ADB in die fünf Ressorts «Stab», «Inventar», «Archäologie», «Konservierung» und «Medien» gegliedert, die den verschiedenen Arbeitsschritten archäologischer Vorgehensweise entsprechen.

Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Konzept für die Veröffentlichungen des ADB überarbeitet. Die künftigen Publikationen sollen «Informationsfülle, Lesbarkeit und Publikumsfreundlichkeit miteinander ... verbinden, ohne dabei die Wissenschaftlichkeit aus dem Auge zu verlieren» (S. 6).

Ein erstes Ergebnis dieses Konzepts stellt der vorliegende, reich bebilderte Band dar. Nach einem Überblick über das archäologische Jahr 2007 in Deutsch und Französisch folgen die alphabetisch gegliederten kurzen Fundberichte über die archäologischen Interventionen dieses Jahres. Eine Karte mit den Fundstellen erleichtert die Übersicht. Die anschließenden Kurzberichte informieren in etwas ausführlicherer Form über die archäologisch ergiebigeren Untersuchungen und Resultate. Ihnen folgen die längeren Aufsätze zu archäologischen Themen, die nach wissenschaftlichen Kriterien aufgebaut sind. Im Folgenden seien stellvertretend für die zahlreichen spannenden Beiträge einige wenige willkürlich herausgegriffen.

Einen Schwerpunkt im vorliegenden Band bilden die Pfahlbauten, für deren Kandidatur als UNESCO-Welterbe die Fäden insbesondere im Archäologischen Dienst des Kantons Bern gezogen werden. Neben neuen Auswertungen von bekannten – und beinahe durchwegs bedrohten – Feuchtbodensiedlungen an verschiedenen Berner Seen ist hier vor allem eine mit der Kantonsarchäologie Solothurn gemeinsam durchgeführte archäologische Ausgrabung am in beiden Kantonen liegenden Inkwilensee zu nennen. Dabei konnte am Seegrund ein Kinderschwert aus Holz geborgen werden, dessen C14-Datierung ins 13.–9. Jahrhundert v. Chr. weist – ein sensationeller, europaweit einzigartiger Fund. Die vorgestellten Resultate von baugeschichtlichen Untersuchungen stammen insbesondere aus Burgun und Kirchen. Eindrücklich hier die Untersuchungen in der Michaelskirche in Meiringen, die im Laufe der Zeit mehrfach von Murgängen und Überschwemmungen heimgesucht wurde und die heute mit neuer Beleuchtung und Besucherstegen im Untergrund zugänglich ist, oder die neu konservierte Burgruine Ringgenberg, Sitz des Minnesängers Johannes von Ringgenberg, mit den vielen mittelalterlichen Brutnischen für Tauben in der Fassade über den Fenstern des Festsaaes. Gut nachvollziehbar ist auch die wundersame Vermehrung der archäologischen Fundstellen in den Berner Alpen, die dank der seit einigen Jahren systematischen Prospektion erfasst werden konnten und die einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Alpwesens leisten.

Der Kanton Bern ist ein zweisprachiger Kanton, die vorliegende Buchreihe heisst offiziell «Archäologie Bern / Archéologie bernoise». Das Vorwort und das Kapitel «Das archäologische Jahr 2007» sind integral zweisprachig. Dass nicht das ganze Buch übersetzt werden kann, ist naheliegend. Es wäre aber zu überlegen, ob nicht die Abbildungslegenden durchgehend jeweils in Deutsch und Französisch erscheinen und zumindest die Aufsätze mit einer Zusammenfassung in der zweiten Kantonssprache versehen werden könnten. Integrativer für eine zweisprachige Ausgabe wäre zudem die Verwendung von – sofern vorhanden – Termini, die für beide Sprachen gelten. Zum Beispiel könnte für das französische «adresses» durchaus das in der Schweiz gebräuchlichere «Adressen» verwendet werden, anstelle der «An-schriften». Es macht auch wenig Sinn, zwischen «Literatur» für die deutschen und «Bibliographie» für die französischen Beiträge zu unterscheiden.

Das neue Layout wirkt frisch und farbig. Die Abbildungen sind durchwegs von guter Qualität, die Grafiken ansprechend gestaltet. Das Schriftbild des Lauftextes stimmt. Besonders schön und übersichtlich dargestellt sind die Fundberichte. Strukturell hingegen weist das neue Layout einige Mängel auf: Fraglich, aber letztlich Geschmackssache ist, ob tatsächlich derart viel kursiv gesetzt werden muss. Nicht in die Publikation gehört das scharfe S (ß), denn es wird in der Schweiz nicht verwendet. Dass im ganzen Band durchgehend jeder einzelne Abschnitt durch eine Leerzeile abgesetzt ist, reisst den Text unnötig auseinander und macht die Sache unübersichtlich. Leerseiten innerhalb eines in sich geschlossenen Buchteils sollten vermieden werden. Fehlende Vorgaben für Titelkategorien führen zu schlecht oder willkürlich gegliederten Texten. Zusammenfassungen sind manchmal vorhanden, meistens nicht. Unruhig und uneinheitlich wirken die Abbildungslegenden, deren Breite von halbspaltig bis ganzseitig schwankt.

Es ist die Aufgabe von Redaktion und Gestalter, Texte und Abbildungen so darzustellen, dass sie vom Lesenden leicht erfasst und begriffen werden können. Dazu gehören eine klare, hierarchische Gliederung und eingehaltene Layoutvorgaben. Nicht das Layout hat sich dem Text anzupassen, sondern umgekehrt. Man wird den Eindruck nicht los, dass die Manuskripte mehr oder weniger tel quel übernommen wurden. Eine Redaktion umfasst aber nicht nur die sprachliche Anpassung und Korrektur. Die Reihe «Archäologie Bern / Archéologie bernoise» hat einen definierten Auftrag, dem Inhalt und Form gerecht werden müssen. Mit dem neuen Konzept für Veröffentlichungen ist der erste Schritt getan, nun müsste mit klaren Vorgaben der zweite folgen.

*Claire Hauser Pult*

**Denkmalpflege des Kantons Bern (Hrsg.): Berichte / Rapports. Gemeinden A–I, 1979–2004, Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Zürich: gta Verlag 2008. 240 S. s/w ill. ISBN 978-3-85676-233-9.**

Endlich, ist man geneigt zu sagen, publiziert die kantonale Denkmalpflege wieder Berichte über ihre Tätigkeit. Das Werk ist denn auch der Versuch, das Kommunikationsvakuum der vergangenen Jahrzehnte in zwei Bänden – der zweite soll 2010 folgen – zu überwinden.

Die Unterteilung der beiden Bände erfolgte alphabetisch nach den Ortschaften, in denen die behandelten Objekte stehen. So umfasst dieser erste Band Restaurie-

rungen zwischen 1979 und 2004 in den Ortschaften, die mit A bis I beginnen. Logischerweise sind die rund 120 Berichte denn auch alphabetisch nach Ortschaften geordnet. Auch die neun Verluste im Schlussteil – bereits durch das Layout als «Sünden» gebrandmarkt – weisen dieselbe Ordnungsstruktur auf. Die vorgestellten Objekte sind eine Auswahl und dokumentieren rund zehn Prozent der in dieser Zeit geleisteten Arbeit. «Das Schwergewicht liegt auf jüngeren Restaurierungen mit innovativem, oft auch modellhaftem Charakter», wie der Denkmalpfleger Jürg Schweizer in der Einleitung festhält.

Die Berichte umfassen eine bis drei Seiten sprachlich ansprechend formulierten Fliesstext und werden stets von mindestens einer Abbildung begleitet. Die Abbildungen zeigen Fotografien des Objekts, entweder vorher oder nachher, gelegentlich Innenräume, Gestaltungsdetails, selten originale Planzeichnungen, ganz selten neu gezeichnete Grundrisse. Zudem ist jedem Objekt ein lindengrünes Kästchen beigegeben, worin sich Angaben über das Jahr der Restaurierungsarbeiten, die daran beteiligten Personen, das Jahr der Unterschutzstellung, die Herkunft der geleisteten Beiträge und gelegentlich Hinweise über weiterführende Literatur finden.

Die einzelnen Objekte zeigen ein breites Spektrum denkmalpflegerischer Tätigkeit auf. Städtische und ländliche Wohnhäuser stehen neben Geschäfts- und Gewerbebauten. Dazwischen gestreut finden sich nicht nur Kirchen, Schlösser und Landsitze, sondern auch seltenere Objekte wie der Stadtplatz in Aarberg, die Schachenbrücke von 1922 in Bätterkinden, der um 1875 errichtete Gartenpavillon an der Unionsgasse in Biel, der 1861 errichtete Tröckneturm in Burgdorf oder der 1914 erstmals auf dem Brienersee schwimmende Raddampfer «Lötschberg».

Das schön und sorgfältig gemachte Buch ist genau das, was beabsichtigt war: ein Rechenschaftsbericht. Der kulturhistorisch interessierte Leser mag aber bedauern, dass es nicht mehr ist. Die alphabetische Ordnung ist aus denkmalpflegerischer Sicht wohl sinnvoll, für denjenigen, der nach einem bestimmten Thema Objekte sucht, aber nicht. So sucht beispielsweise ein Kirchengeschichtler umständlich nach Sakralbauten und die Wirtschaftshistorikerin findet «ihre» Mühlen kaum. Haben beide die Objekte auch ohne Verzeichnis dank der Überschriften endlich gefunden, merken sie, dass der Text für ihre Fragen wenig bereithält. Wer sich gar für Interieurdetails wie Tapeten interessiert, muss, wenn er sich nicht auf den Zufall der Abbildungen verlassen will, das gesamte Buch querlesen und wird trotzdem vermutlich wenig konkrete Antworten auf seine Fragen erhalten. So vermissen alle drei ein ausführliches Register sowie nebst dem lindengrünen einen zweiten Kasten mit den Angaben über das Objekt selbst (Baudaten, Bauherrschaft, Bauleute, die das Objekt errichtet oder umgebaut haben, Bautechnik, verwendete Materialien, wichtige Interieurdetails usw.).

Das Konzept, die geleistete denkmalpflegerische Arbeit in regelmässig erscheinenden Berichten zu dokumentieren, beinhaltet die grosse Chance, die Kulturgeschichte des Bauens in diesem Kanton mosaikartig immer präziser und detailreicher erfassen zu können. Um diese Chance wirklich zu nutzen, darf das Augenmerk des Buches aber nicht allein auf der Tätigkeit der Denkmalpflege liegen. Die Feststellung in der Einleitung, die Denkmalpflege müsse in der Öffentlichkeit verankert sein, greift zu kurz. Weit wichtiger wäre, dass die Denkmäler selbst und das durch die Arbeit der Denkmalpflege stetig wachsende Wissen über sie in der Öffentlichkeit verankert würden, dann wäre es nämlich die Denkmalpflege auch.

Holenstein, André; Stuber, Martin; Gerber-Visser, Gerrendina (Hrsg.): *Nützliche Wissenschaft und Ökonomie im Ancien Régime. Akteure, Themen, Kommunikationsformen*. Heidelberg: Palatina Verlag 2007 (Cardanaus. Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte 7). 196 S. ISBN 978-3-932608-26-1; ISSN 1861-9479.

Der Band vereinigt sechs Beiträge, die Einblick in das laufende Forschungsprojekt des Historischen Instituts der Universität Bern zur 1759 gegründeten Oekonomischen Gesellschaft Bern und ihrem Umfeld geben. Die Einleitung gibt einen Überblick über die Forschungsansätze. Dabei wird ein besonderes Gewicht darauf gelegt, wie ein modernes Wissenschaftsverständnis, verbunden mit einem unerschütterlichen Fortschrittsglauben, die praktische Umsetzung neuer Erkenntnisse zur Rationalisierung und Steigerung der Produktion förderte. Das Spektrum reicht von der Technik über die Naturforschung bis hin zur Erziehung des Volkes zu Fleiss und innovativen Unternehmungen. Die Oekonomische Gesellschaft Berns ist dabei in ein breites und weltweites Netz der Wissensvermittlung eingebunden.

André Holenstein untersucht anhand der Schriften der Gesellschaft den Wandel der Begriffe «Arbeit» und «Fleiss», die als Schlüssel für die Steigerung der Erträge, des Wohlstandes und schliesslich des Glücks auf Erden verstanden werden: Arbeit als Segen und nicht mehr als Fluch. Die Oekonomische Gesellschaft erweist sich dabei als wichtige Stimme im europäischen Diskurs.

Regula Wyss und Gerrendina Gerber-Visser untersuchen die Mitarbeit der Pfarrer in der Gesellschaft. Bei der Gründung waren die Erwartungen an die Geistlichkeit gross. Einerseits sollte sie das praktische Wissen, das die Gesellschaft erarbeitete, unter das Landvolk bringen, andererseits sollte sie die städtischen Eliten über die Situation auf dem Lande, über neue Produkte und Initiativen auf dem Laufenden halten. Die Verbreitung neuen Wissens unter der Landbevölkerung war nur in Einzelfällen erfolgreich. In den ersten zehn Jahren des Bestehens der Gesellschaft zeigten viele Pfarrherren aber ein grosses Interesse an der Mitarbeit als Korrespondenten, die ihre Beobachtungen nach Bern schickten. Als besonders wertvoll erwies sich die Mitarbeit der Pfarrherren bei den topographischen Beschreibungen. Oft seit vielen Jahren in der beschriebenen Gegend lebend, kannten sie besser als andere Städte die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Landvolks.

Martin Stuber und Luc Lienhard stellen die Verzeichnisse der Wild- und Kulturpflanzen, die im Rahmen der Arbeiten der Gesellschaft erstellt wurden, in den grösseren europäischen Zusammenhang. Bestand einerseits die Absicht, den Nutzen der Pflanzen genauer zu fassen und neue Arten zu propagieren, so wollte man andererseits auch einen Beitrag zur damals brennenden Frage einer allgemein verbindlichen Identifizierung, Klassifizierung und Benennung der Pflanzen leisten. Mit Linné, dem grossen schwedischen Vorbild, teilten sie die Meinung, dass nur die genaue Kenntnis der Tier- und Pflanzenwelt ein tragfähiges Fundament für ökonomische Verbesserungen bilden konnte.

Daniel Salzmann hat sich der Finanzen der Gesellschaft angenommen. Den wichtigsten Einnahmeposten bildeten die jährlichen Subskriptionsbeiträge und einmalige Aufnahmegebühren. Diese waren relativ hoch, sicherten aber der Gesellschaft ihre Unabhängigkeit auch gegenüber der Obrigkeit. Stiftungen von Privatpersonen und der Regierung für Preise und Belohnungen ergänzten die Einnahmen. Rund drei Viertel der Einnahmen wurden als Preise, Belohnungen oder Aufmunterungen verteilt; die internen Kosten beliefen sich auf rund ein Viertel.

Da die Aktivitäten der Gesellschaft nach 1770 abnahmen, steig das Vermögen kontinuierlich, obwohl man die Jahresbeiträge senkte und schliesslich fallen liess.

Das Verhältnis von Theorie und Praxis bei Albrecht von Haller wird von Hubert Steinke und Urs Boschung untersucht. In der Medizin wurde die Frage nach dem Nutzen der theoretischen Kenntnisse für die ärztliche Praxis und – im Gegenzug – die Abstützung der Theorie auf die Beobachtungen am Krankenbett im 18. Jahrhundert präziser gestellt. Albrecht von Haller, der grosse Theoretiker mit Praxiserfahrung, kann hier als Paradebeispiel dienen. Als praktischer Arzt führte er von 1731 bis 1736 ein Journal über seine Konsultationen; auf diese Erfahrungsberichte konnte er als Göttinger Professor für seine Studien zurückgreifen. In späteren Jahren, als Berner Magistrat, konnte Haller die Regierung in Seuchefragen beraten und aus der Theorie praktische Massnahmen vorschlagen. Die Wechselwirkungen von Theorie und Praxis haben der Medizin den Weg zur modernen Wissenschaft geebnet.

Im letzten Beitrag untersucht Franz Mauelshagen Johann Jakob Scheuchzers Publikationen zur letzten grossen Pestepidemie Europas 1720, die Marseille und die Provence betraf. Scheuchzer war als Wissenschaftler und als Stadtarzt mit der Frage nach der Verbreitung der Pest konfrontiert. Wie breitete sich die Pest aus? Kontagionisten und Antikontagionisten mit manchen Zwischenpositionen standen sich gegenüber. In mehreren Schriften stellte Scheuchzer die Lehrmeinungen einander gegenüber und empfahl Massnahmen gegen eine mögliche Ausbreitung der Pest in der Eidgenossenschaft. Wirtschaftliche und politische Interessen Frankreichs und der Eidgenossen standen nicht immer im Einklang mit der unvoreingenommenen wissenschaftlichen Untersuchung. Scheuchzer stützte sich auf ein ganzes Netz von Korrespondenten und veröffentlichte kommentierte Stellungnahmen der führenden Ärzte seiner Zeit. Das Beispiel zeigt das Funktionieren der «scientific community» in der Frühaufklärung an einem brisanten praxisbezogenen Fall.

Der vorliegende Band zeigt eindrücklich, wie neue Fragestellungen an ein scheinbar bekanntes Quellenmaterial zu neuen – und für die Forschung richtungweisenden – Erkenntnissen führen.

*François de Capitani*

**Leuenberger, Marco; Seglias, Loretta (Hrsg.): Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen. Vorwort von Elisabeth Wenger. Mit einem Epilog von Franz Hohler. Fotos von Paul Senn. 319 Seiten, ill., s/w. Zürich: Rotpunktverlag 2008. ISBN 978-3-85869-382-2.**

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war das Verdingen von unehelichen oder verwaisten Kindern sowie von Kindern aus Familien, die von der Fürsorge abhängig waren, an der Tagesordnung. Viele Kinder wurden auch von ihren eigenen Eltern verdingt, entweder weil das Geld für eine grosse Familie nicht ausreichte oder weil verwitwete oder geschiedene Elternteile nicht allein für die Kinder sorgen konnten oder wollten. Im schweizerischen Vergleich war das Verdingwesen im Kanton Bern besonders ausgeprägt. Auch viele aus andern Kantonen stammende Kinder wurden auf bernische Bauernhöfe verdingt.

Es gab zwar Aufsichtsbehörden und Vormundschaften, doch nützten diese vielen Verdingkindern wenig, da sie sich täuschen liessen oder selbst die Meinung vertraten, nur viel Arbeit könne ein Kind zu einem tüchtigen Erwachsenen erziehen. Nach dem seelischen Wohl des Kindes wurde von behördlicher Seite nicht gefragt. Viele ehemalige Verdingkinder, deren Lebensgeschichten im Sammelband erzählt werden, berichten jedoch nicht nur von seelischen Qualen, sie wurden sehr oft auch körperlich misshandelt, wurden geschlagen, bekamen zu wenig zu essen, mussten in kalten Kammern schlafen und so viel arbeiten, dass keine Zeit mehr übrig blieb, um die Schulaufgaben zu erledigen. Manche Betroffenen berichten auch von wiederholtem sexuellem Missbrauch, dem sie hilflos ausgeliefert waren. Hinzu kam, dass die meisten Kinder etliche Male umplatziert wurden, in der Regel ohne Vorwarnung, leider oft auch dann, wenn sie an einem guten Pflegeplatz aufgenommen worden waren. Sobald sie alt genug waren, um zu arbeiten, wurden sie meist neu zu Bauernfamilien verdingt, wo sie als billige Arbeitskräfte dienten. Dort erhielten diese Kinder oft keinerlei emotionale Zuwendung und, wenn doch, dann in der Regel nur von einzelnen Personen im Haushalt. Die Stigmatisierung als Kinder zweiter Klasse ging oft so weit, dass nicht nur die Kostleute selbst, sondern auch Lehrpersonen und Schulkameraden die Kinder vom sozialen Leben ausschlossen. Einsamkeit und Rückzug in eine eigene Welt waren die Folgen, manchmal auch Fluchtversuche und frühe Heiraten, um endlich ein Zuhause zu finden.

Das Buch von Leuenberger und Seglias will in keiner Weise pauschal verurteilen. Es lohnt sich, die Lebensberichte vollständig zu lesen, weil gerade dadurch deutlich wird, dass es auch gute Pflegesituationen gab und auch Einspruch, sei es von Seiten von Nachbarn, von Lehrpersonen oder von noch lebenden Elternteilen. Doch scheiterten viele dieser Interventionen an der Haltung der Behörden. Eine der grossen Fragen, die sich bei der Lektüre stellen, ist eben jene nach den zuständigen Instanzen. Wie war es möglich, dass sozusagen unter den Augen der Öffentlichkeit derartige Missstände weiterbestehen konnten?

Um diese und andere Probleme aufzugreifen, sind die Lebensberichte im Buch in verschiedene Unterkapitel angeordnet, die jeweils einen kurzen Einführungstext enthalten, verfasst durch Historikerinnen und Historiker bzw. durch eine Erziehungswissenschaftlerin und einen Soziologen. Diese Texte sprechen die zeitgenössischen sozialen Probleme, die rechtliche Situation, die verschiedenen Formen der Gewalt, die subjektiven Verarbeitungsmechanismen und die psychischen Folgen an. Am Schluss findet sich zudem ein Kapitel mit methodischen Überlegungen. Die Lebensberichte selbst sind auf der Basis von Interviews mit Direktbetroffenen entstanden und wurden anschliessend von verschiedenen Verfassern redigiert. Es handelt sich dabei um eine Auswahl der im Rahmen des Nationalfondsprojekts «Verdingkinder, Schwabengänger, Spazzacamini und andere Formen von Fremdplatzierung und Kinderarbeit in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert» ausgewerteten Interviews mit ehemaligen Verdingkindern. (Zum Nationalfondsprojekt siehe auch [www.verdingkinder.ch](http://www.verdingkinder.ch).) Die Lebensberichte hören nicht mit dem Ende der Kindheit auf, sondern informieren in aller Kürze auch über den weiteren Lebensweg der Betroffenen.

Im Bildteil finden sich 20 schwarzweisse Fotografien von Paul Senn, die Szenen aus dem Leben fremdplatzierter Kinder im 20. Jahrhundert dokumentieren. Dabei wurden neben Verdingkindern auch Kinder in Erziehungsanstalten dargestellt. Das Vorwort wurde von einer betroffenen Frau verfasst, der Epilog von Franz Hohler.

Der Anhang enthält Anmerkungen, Bildnachweise, Bibliographie und ein Glossar zu den Mundartaussdrücken, die aus den mündlichen Aussagen in die zusammenfassenden Texte eingeflossen sind.

Das Buch beeindruckt durch seine Authentizität und ergänzt in dieser Beziehung die Ausstellung «Verdingkinder reden» im Käfigturm, die noch bis am 27.6.2009 in Bern zu sehen ist und ab Ende Juli bis November 2009 im Musée historique de Lausanne gezeigt wird. Marco Leuenberger und Loretta Siglias sowie die zahlreichen mitarbeitenden Autorinnen und Autoren geben durch die Kombination von Hintergrundtexten und Einzelschicksalen Einblick in ein trauriges Kapitel der jüngeren Geschichte. Sie gewähren damit den Betroffenen jene Beachtung, auf die sie so lange warten mussten.

*Gerrendina Gerber-Visser*

**Stuber, Martin: Wälder für Generationen. Konzeptionen der Nachhaltigkeit im Kanton Bern (1750–1880). Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2008 (Umwelthistorische Forschungen, Bd. 3). 394 S., ill. ISBN 978-3-412-31705-8.**

1996 hat Martin Stuber seine Dissertation bei Prof. Christian Pfister an der Universität Bern abgeschlossen, er publizierte sie 1997 in den Beiheften der «Schweizerischen Zeitschrift für Forstwesen». Elf Jahre später ist seine Arbeit nun in überarbeiteter Form in einem renommierten deutschen Wissenschaftsverlag erschienen. Martin Stuber untersuchte die forstwirtschaftlichen Konzeptionen im Kanton Bern zwischen 1750 und 1880. Um 1750 verschärfte sich die Holzknappheit im bernischen Territorium. Dies führte zu Diskussionen und Reformen in der Waldnutzung. Einleitend präsentiert Stuber einen fundierten Überblick zur Geschichte des Begriffs Nachhaltigkeit, der 1806 in der Schweiz erstmals verwendet wurde und der mit dem Bericht «Our common future», den die Vereinten Nationen 1987 publizierten, eine neue Aktualität erhielt. Der Bericht fordert, nur so viel Ressourcen zu verbrauchen, wie die Natur der Menschheit laufend zur Verfügung stellt, und nicht auf Kosten künftiger Generationen fossile Energieträger und andere Ressourcen zu konsumieren. Martin Stuber stützt seine Arbeit auf zeitgenössische Schriften von Forstfachleuten, auf Gesetze und Verordnungen und auf Verwaltungsberichte kantonaler Behörden. Die Arbeit untersucht erstens die Problemwahrnehmung der Forstexperten im geschilderten Zeitraum, zweitens die propagierten Lösungsstrategien und drittens die politisch-administrative Umsetzung dieser Strategien und dazugehöriger Massnahmen.

Im Ancien Régime waren der Holzversorgung enge naturräumliche Grenzen gesetzt: Holz konnte auf dem Landweg höchstens über 15 Kilometer (Brennholz) respektive 30 Kilometer Distanz (Bauholz) rentabel transportiert werden. Auf Flüssen war es hingegen möglich, Holz über grössere Distanzen zu verschieben. Doch Flüsse waren nicht überall in der gewünschten Richtung vorhanden. Ferner waren die Eigentumsverhältnisse an den Wäldern oft kompliziert. Neben der Obrigkeit besaßen auch Gemeinden Wälder. Zudem hatten Gemeindebürger teilweise Nutzungsrechte, die mit den Interessen der Eigentümer in Konflikt standen.

Der Autor gliedert den untersuchten Zeitraum in drei Phasen, die er anhand der vorherrschenden Konzeptionen der Forstfachleute voneinander abgrenzt. Ab 1750 bestimmten aufgrund der sich verschärfenden Energiekrise die Ökonomischen

Patrioten die Waldnutzungskonzepte. Zu ihnen zählten Samuel Engel (1702–1784) und Niklaus Emanuel Tscharner (1727–1794). Sie plädierten dafür, die Holzproduktion durch verbesserte Anbaumethoden und Regelungen zu optimieren und Holz zu sparen durch die Verwendung besserer Öfen. Ausserdem propagierten sie, Hausdächer mit Ziegeln statt mit Schindeln zu decken, Hecken statt Holzzäune zu errichten und Torf oder Steinkohle zu verwenden. Ihre Reformen scheiterten, da die bernische Obrigkeit nicht genügend Machtbefugnisse in der Landschaft hatte, um die Vorschriften des Staates durchzusetzen.

Ab 1830 bestimmten die Liberalen die forstwirtschaftlichen Konzepte im Kanton Bern. Ihr wichtigster Vertreter war Karl Kasthofer (1777–1853). Die Liberalen propagierten die Einführung der Marktwirtschaft und die Deregulierung bei der Holzproduktion. Gestützt auf die Theorien von Adam Smith sahen sie im Markt das beste Instrument, um über eine freie Preisbildung eine nachhaltige Nutzung der Wälder zu erreichen. Sie plädierten für eine rationale Buchführung bei der Holzproduktion, um die Wälder bezogen auf ihr naturräumliches Potenzial optimal zu nutzen. Die Reformen der Liberalen wurden nach dem politischen Umsturz von 1830/31 nur zum Teil umgesetzt. Der Staat deregulierte zwar die Forstwirtschaft, verzichtete jedoch auf weitere propagierte Aktivitäten wie die Ausbildung von Forstfachleuten oder die Oberaufsicht über die Gebirgswälder. Dies führte zu einer starken Übernutzung der Wälder.

Um 1850 ist ein Paradigmenwechsel in der Forstliteratur festzustellen; nun bestimmten die Konzeptionen des Naturhaushaltes die bernische Forstwirtschaft. Ausgehend von einer neuen Wahrnehmung des Waldes und vor dem Hintergrund der Übernutzung sowie von Überschwemmungen des Flachlandes in der Schweiz plädierte die neue Schule, den Wald in den Alpen als Schutzwald zu bewahren. Dazu waren Aufforstungen nötig und eine nachhaltige Waldnutzung im heutigen Sinn auf einer konstanten Waldfläche. 1876 setzte der Bund das eidgenössische Forstgesetz in Kraft, das auf der Konzeption des Naturhaushaltes basierte und den Wald unter Schutz stellte. Gleichzeitig entschärfte der Eisenbahnbau die Übernutzung der Wälder, da die Bahn den Import von Kohle in grossen Mengen und zu günstigen Tarifen ermöglichte. Ohne diese externen Massnahmen wäre das Problem kaum lösbar gewesen: Noch 1885 wurde in allen Kantonsteilen mehr Holz geschlagen als nachwuchs.

Martin Stuber legt mit seiner Publikation eine theoriegeleitete Forschungsarbeit vor, die gut strukturiert ist und immer wieder Zwischenergebnisse enthält. Der Band umfasst auch einige Wiederholungen, die die Lektüre punktuell etwas erschweren. Martin Stuber bettet seine Erkenntnisse zudem in die umweltgeschichtliche Literatur vor allem des deutschen Sprachraums ein. Dadurch ist es möglich, Besonderheiten der bernischen Entwicklung im internationalen Vergleich herauszuarbeiten. Das Buch ist zweifellos ein Standardwerk zur bernischen Forstgeschichte, das allen zur Lektüre empfohlen ist, die sich mit dem Wald und seiner Nutzung im Kanton Bern im 18. und 19. Jahrhundert beschäftigen. Seine Studie hat durch die Debatten der letzten Jahre rund um die Energieversorgung mit fossilen Brennstoffen eine hohe Aktualität bekommen. Die neuste Entwicklung zeigt, dass das Grundproblem einer nachhaltigen Energieversorgung bis heute nicht gelöst ist.

*Christian Lüthi*